



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Merz, Heinrich: "Shakspeare und sein Ende."

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Shakespeare und kein Ende.“



Kühne hat in diesen Blättern*) der Shakespeare-Philosophie „und kein Ende“ scharfe, reizende Worte zugeworfen. Wer hat sich nicht daran gelabt? — Wer sich nicht über jene Philosophasterie geärgert hat. Und wer hat sich über jenes hochweise Kategorien-Geclapper nicht geärgert? Wer kein Herz für seine Zeit, kein Herz für die Zukunft hat. Das ist einerlei Unglück, einerlei Sünde: ob die da Staat und Leben, oder ob die da Kunst und Poesie so um ein Paar kleine Jahrhunderte zurückmanövriren wollen. Beide sind Sünder, weil beide ohne Glauben sind, der einmal doch immer allein selig macht. Man verzeihe mir eine kleine biblische Wendung; da heißt es irgendwo: der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, was man hofft und nicht zweifelt an dem, was man nicht sieht. Friedrich Vischer gehört zu diesen ungläubigen, hoffnungslosen, gottarmen, wortreichen und „geistvollen Docenten“, die aus der Hegel'schen Weltanschauung, deren Triumph die Verklärung der Welt in heilige Idealität sein wollte, eine kalte, leere, erdige, schmutzige Philosophie der Handgreiflichkeit gemacht haben. Für Hegel sollte die Philosophie die Zeit, in Gedanken ausgedrückt, sein. Für seine ihn und die Welt hofmeisternden Schüler besteht das philosophische Meisterstück darin, die Zeit und die Zukunft in die Kategorien der Vergangenheit einzuhaspeln; lediglich die Zukunft ist es, von der und in der wir allein nur leben können, so wahr jeder frische Athemzug ein Act vorwärts ist. Es ist nicht wahr, daß wir an der Vergangenheit leben oder gar wieder aufleben können. Die Vergangenheit ist todt, nur ein schon Lebendiger, ein Auferstandener kann auch sie aus den Gräbern füh-

*) Siehe den vorigen Jahrgang der Grenzboten Nr. 48.
Grenzboten 1844. II.

ren. An der Vergangenheit können wir nur sterben und im besten Fall sterben lernen. Der Dienst ist groß, den sie uns damit thut. Wir schleppen so viel Todes mit herein in die Gegenwart, welche dadurch nur zu einem Schein, vielmehr zur plötzlichen Vergangenheit, d. h. zum Tod für uns wird. Diesem müssen wir absterben, von der Geschichte belehrt und gemahnt, daß es ein Gewesenes und Bewesendes ist, also nur durch Einen, der das Leben „von und in ihm selber“ hat, zu einem Seienden und werdenden erweckt und befeelt, begeißtigt und verleibt werden kann.

Wer die Philosophie bloß als Buchhalterin der Vergangenheit hat, der hat den Tod in ihm selber; den Tod, dem er nicht absterben kann, den er nicht wegschütteln kann; der ihn verfolgt, der sich ihm in seinen langen Professorenmantel steckt und die wohlgelegten Falten seiner altbackenen Aesthetik sehr kategorisch zerzaust und zerreißt und dann grinsend durch die Löcher guckt; der sich ihm auf den Rücken hockt und in sinnverwirrender Umarmung lustig ihn zum grausen Todtentanze reißt.

Ist Hegel schon todt zu dieser unserer Stunde, wie soll Shakespeare noch leben für uns! „An sich und an und für sich“ mag und wird er leben in Ewigkeit, aber für uns: so daß er für uns noch wirkte, arbeitete, daß er uns hätte werben und schaffen um das, was uns Noth thut? Die Todten fühlen nicht.

Und den soll ich zu den Lebenden zählen, der kein fühlendes Herz für die lebendige, gegenwärtige, kränkelnde, hungerstorbende Menschenwelt hat? „Die großen Ausrufungszeichen am Horizont der Gegenwart heißen: Armuth und Verbrechen.“ Aber freilich, die opiumschlafenden, fleischeslüsternen Moslemim schicken nur Blinde auf die Minarets, um den Tag mit seinem Beten und Arbeiten anrufen zu lassen. Am Tisch des Sybariten gibt es keine Kategorie für die Armuth. Ein „Philosoph“, dessen tiefstes und offenbarstes Geheimniß die Weisheit ist, die da sagt: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt; ja ein Gedanke, der im Genuße des Lebens aufgeht, hat kein Organon für „Armuth und Verbrechen.“

Daß der Epikuräer darum seine Finger bloß mit den fetten Brühen und saftigen Bissen der Table d'hôte bestecke, weil er jene riesengroßen Ausrufungszeichen am Horizont der Gegenwart nicht sieht und kategoriengblendet nicht sehen kann und Weltgeistentwicke-

lunge sicher nicht zu sehen braucht, behaupte der Narr in Shakespeares Lear. Daß aber die Zukunft heiliges Land ist, und ihr Boden nicht mit dem gemeinen Schuh der Lüste und des Leichtsinns betreten werden darf — wer soll's geschwind sagen? Ophelia, das nordische Weibchen, oder Cordelia, der Engel, oder Desdemona, die Heilige? Ja wohl, es gehört ein sehr zartes Gewissen, ein sehr waches Herz, ein sehr gezüchtigter Sinn, ein sehr — über den eigenen Bestand und Werth, Nothstand und Schaden — aufgeklärtes Auge dazu, um das Höllenfeuerzeichen der Armuth und des Verbrechens zu sehen. Champagnertrunken und trüffelsatt mag Einer in Herrlichkeit und Freuden mit Lazarus selbst Bruderschaft machen und Arm in Arm mit dem Frack vom Trödelmarkt spazieren gehen, unter dem kein Hemde ist. Mit einem weltweiten Gewissen mag Einer sündfluthsicher dem Weltgeist schon verzeihen, daß er sich die Galeeren zu Brücken in seine Zukunft baut und über das Auburn'sche oder pennsylvanische System den Kopf zerbricht.

Desdemona als Heilige anbeten und Cordelia als Engel verehren und dem französischen Helden des Schaffotts Bravo klatschen — zwischen Beidem liegt nur ein Schritt, ein langer, ein sehr langer, aber doch Ein Schritt. Und man kann an einem Tage auch ohne Siebenmeilenstiefeln sehr weit kommen.

Nun, „ein schlechtweg fleckenloser Charakter ist aber freilich eine leere Abstraction; die ungeschickte Geschäftigkeit, womit Desdemona ihrem Gemahl immer zur Unzeit in Cassio's Angelegenheit beschwerlich wird (ein Eifer, dessen Offenheit gerade ein Beweis von ihrem guten Gewissen ist), die kleine Lüge über den Verlust des Tuches — dies sind Züge weiblicher Schwäche, welche einer leeren Idealität hinreichend entgegenwirken.“

Wie, wäre Desdemona ein an sich unmöglicher Charakter, wenn diese allerdings „hinreichend entgegenwirkenden“ Kleinigkeiten vollends fort wären? Ja, ein unmöglicher Charakter in dieser Welt des Argen und der Sünde. Außer Einem gab es keinen Menschen, den man keiner Sünde hätte zeihen mögen. Und ist die Lüge noch so klein, so ist sie Sünde. Und ist die „Offenheit“ noch so schön, so ist sie Leichtsinns, so ist sie Sünde, wenn sie zur Lüge führt oder sich gesellt. Ich schreibe hier keine Moral. Aber was soll man zu dieser „kleinen Moral“ unserer philosophischen Stimmführer, unserer ästheti-

sehen Hofmeister — mitunter auch unserer nobeln Verleumder und falschen Ankläger sagen?

Die Schwäche ist die Mutter der Sünde, und der Sohn und Sold der Sünde ist der Tod.

Armer Moriz Rapp, der Du Dich ärger behandeln lassen mußt, als ein Schulbube, weil Du darauf bestehst, daß Ophelia, daß Cordelia, daß Desdemona nur dadurch Heilige geworden sind, weil sie Sünderinnen, kleine, schöne, liebenswürdige, aber doch Sünderinnen gewesen sind. Aber Friedrich Vischer hat den Hegel studirt und Moriz Rapp die Menschheit; jener hat in geistreichen Abhandlungen auseinandergesetzt, was komisch ist (Kühne läßt das für gute Schulübung gelten, heißt es aber selbst deutsche Komik), dieser hat die Physiologie der Sprache, dieser unmittelbarsten Offenbarung des Menschenherzens ergründet: jener hat über Shakspeare im Verhältniß zur deutschen Poesie geschrieben, dieser hat Shakspeare übersetzt; jener hat jüngst an der Gliederpuppe der Hegel'schen Aesthetik einige Dräthchen zu biegen, einige Höcker ein- und etliche Beine auszurenken versucht, — so etwas gehört gewiß in die Jahrbücher der Gegenwart — dieser hat Metellenen gedichtet — ja, Friedrich Vischer ist ein sehr großer Philosoph, und Moriz Rapp ist kein großer Dichter, aber Dichter doch, und Shakspeare ist auch ein Dichter und gottlob kein Philosoph, d. h. keiner von der sehr großen Sorte.

Letzteres konnte er nicht sein, weil er ersteres war. Dichter sind Söhne Gottes und sitzen in dessen geheimstem Weltenrath, liegen, während die anderen Jünger und Philosophen das todte Osterlamm seciren und verschmausen, an des ewigen Meisters weltbelebender Brust. Was hören sie darin klopfen? Den Puls des Lebens für die Gottgeborenen; den Hammer des Todes für die Weltgeborenen, Weltweisen und Nichtweltweisen. Und aus der Welt geboren war doch Desdemona's „kleine Lüge“, aus der Welt geboren war doch Cordelia's — wenn auch nur momentane — Herzenshärte, aus der Welt war doch geboren Ophelia's „überreife Schönheit“?

Shakspeare war gewiß kein Moralist, soll ich es seinem Verhunger gegenüber sein? Aber wahr bleibt's, an diesem königlichen, ja göttlichen Dichter kann unsere philosophentodte Zeit, unsere sitten-, gesetz-, gewissen- und gottlose Zeit so gut als aus der Bibel lernen, was Sünde und was Sittlichkeit ist. Sünde ist Alles, was sich be-

strast mit Tod und Untergang, mit Glend und mit Thränen. Und die Thränen der Armuth, welche unsere Zeit weinen muß, und der Tod des Verbrechers, den sie beklagen muß, kommt er vielleicht auch von etwas, das ungefähr wie Sünde aussehen muß? Ja, wahrlich! so gewiß jene Thränen und jener Tod eine Geißel und Strafe für unsere Zeit sind und nur für ihre „Philosophen“ nicht sind.

Die Quelle der Nebel, an denen unsere Zeit leidet, muß verstopft werden, darüber ist Alles einig; die bösen Wasser müssen abgedämmt werden, die guten fließen von selber aus dem ewigen Springquell der gottgeschaffenen Menschenbrust. Wer soll der Brunnenmeister sein? Der Philosoph, der dem Dichter das Auge ausschlägt, womit er in die Tiefen der Gottheit und in die Geheimnisse der Weltzusammenhänge, in die Räthsel von Tod und Leben zu schauen vermag? Der wahre Dichter hat den Gott in seiner Brust, den Gott des Lebens und der Wahrheit, und läßt sich von keiner noch so grundgescheidten Weisheit den todtten Lügengötzen dafür auf den Altar der Sünde und des Verderbens pflanzen. Der wahre Dichter ist ein Priester, der nur die Sünde opfert und nur ihre Schuld auf dem Brandaltare verzehren läßt, damit die so von Sünde und Schuld gereinigte Seele nun als nieverlöschender Stern am Himmel glänze. Was mithin „nicht fleckenloser Charakter“ ist, muß unter dem Opferbeil der Dichtung sterben, damit es auferstehe zu verklärtem Geistesleben. Aber die Kinder der Welt und ihrer Weisheit von gestern sind klüger, als die Kinder des Lichts: nicht sterben sollen ihre Helden, um zu leben, sondern leben sollen sie, um zu sterben: lebendig todt müssen sie sein.

Der Dichter zeigt: sterben muß, was nicht ganz rein zu leben wußte, und mit todesmuthiger Hand zerschlägt er das edle Gefäß um des einen Fleckens willen, um es in dem heißen Todes- und Trübsalsstiegel dem ungetrübten Himmelsglanze entgegenzuschmelzen, — da kommt der Philosoph und zeigt: Der Flecken ist wohl da, aber es ist kein Flecken, und das „nicht fleckenlose“ Gemächte bricht der grillenhaften Schöpfer nur zusammen um an dem Glanz des umgegossenen, neugeschmolzenen Götterwerkes zu zeigen, daß dasselbe trotz des Fleckens ein fleckenloses war. Wundervolle Dialektik, die jeden blauen Nebel weiß zu machen weiß!

Was wird solche Dialektik zu den blutigen Köpfen und den

hungerigen Mägen der armen verbrechenvollen Gegenwart zu sagen haben? Freilich muß jene um ein Jahrzehend, ein und das andere Jahrhundert zurück; freilich muß sie die Poesie, die noch ein schlagend Herz im Leibe hat, an die Vergangenheit verrathen; freilich muß sie erst Shakespeare verstehen lernen, damit sie den Puls der Zeit begreifen lerne. Ist's der Tod, der in diesen glühenden Adern hämmert und einen Nagel um den andern in den Sarg der noch allzuweit in diese Zeit hereinragenden Vergangenheit schlägt, so soll und muß die Philosophie, wenn sie zur Krankenwarte wenigstens Gefühl und Muth hat, nach der bösen Wurzel des Todes graben, die mit tausend Nesten und Fäden in das Herz der Menschheit sich eingeteufelt hat; ist erst das Unkraut fort, so wird der Baum des Lebens schon von selber wachsen, daß auch die Philosophie an seinen goldenen Aepfeln sich wieder gesund schauen und lebendig essen kann. Also nur fort mit dem dummen Hofmeistern von Poesie und Leben durch eine blöde, überreife Weisheit, die kein Recht, also allerdings auch keine Pflicht an das Leben hat; eine Philosophie, die den Tod nicht versteht, vermag nicht zu leben und Leben nicht zu begreifen, geschweige denn zu geben. —

Heinrich Merz.